



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Bernstorffs

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

braucht hier nicht auf Parlamentarier und Parteien hinzuweisen, wenn man beweisen will, daß sich dieser Vorgang schon während der Diätenlosigkeit gezeigt hat und von allen einsichtigen Politikern wie Freunden des Parlaments auch als Zeichen des Niedergangs gedeutet worden ist. Was schon bei der Diätenlosigkeit möglich war, wird nun wie in andern Ländern in rascherem Tempo vor sich gehn. Daraus wird sich eine schwere Gefahr für den Parlamentarismus entwickeln, weil der Reichstag bald in die Bahnen des preußischen Abgeordnetenhauses zur Konfliktzeit einlenken würde. Seine innere Natur, seine Zusammensetzung werden ihn dazu treiben. Die Reichsverfassung verträgt aber keinen Konflikt, und darum wird der deutsche Parlamentarismus in eine Krise hineingetrieben, die ihm nur verderblich sein kann. Das erste Jahrzehnt des deutschen Parlaments hat mit einem Zug ins große eingeseht und dem deutschen Namen zu dem Respekt vor den gewaltigen Waffenerfolgen im Auslande große Achtung erworben. Das fünfte Jahrzehnt beginnt mit der Aussicht auf eine rasche Entwicklung des schon seit drei Jahrzehnten deutlich bemerkbar gewordenen Niedergangs. Wenn heute in Parlamentsreden und in Parteizeitungen viel von der Abnahme unsers Ansehens im Auslande zu vernehmen ist, so mögen doch auch alle, die so reden und schreiben, ernstlich mit in Betracht ziehen, welchen Anteil daran, neben dem natürlichen Verlust unsrer Führer in großer Zeit, der Rückgang unsers parlamentarischen Ansehens verschuldet hat.



## Die Bernstorffs



ie glücklichsten Völker — wenn man diesen Begriff überhaupt gelten lassen will — sind heutzutage nicht die großen Nationen, bei denen der immerwährende Kampf um einen „Platz an der Sonne“ wohl eine Unsumme von Tatkraft und Tätigkeit, aber auch von Unrast und Unzufriedenheit erzeugt, sondern die kleinen Nationen, wie die Schweizer und die Dänen, die wenig verstrickt in die Händel der Weltpolitik in guten Erwerbsverhältnissen und festhaltend an mancher behaglichen Eigentümlichkeit den Eindruck glücklichen Gedeihens machen. Welcher Genuß ist es z. B., in Kopenhagen oder in den die herrliche Stadt umgebenden Landorten und Seebädern das dänische Volkstum zu beobachten. Nicht nur der Mann des städtischen Mittelstandes, sondern auch der gutgekleidete Arbeiter, der meist als gewerblicher oder seemännischer Gehilfe oder als Markthelfer der großen Handelshäuser sein Brot verdient — eigentliche Fabrikarbeit ist zum Heile des Landes in Dänemark wenig entwickelt —, macht dort einen selbstbewußten und fröhlichen Eindruck.

Und nun vollends der seeländische Bauer: welches Bild von Kraft und Besonnenheit, Ruhe und Behaglichkeit, wenn er, den großen Kopf mit ausgerasiertem Kinn- und Backenbart würdevoll wiegend wie ein englischer Premierminister, des Abends im „Tivoli“ seinem Vergnügen nachgeht. Die schönsten männlichen Gestalten freilich sind die Seeoffiziere, die wie schlanke Gerten das wohlgewachsene Volk noch um Hauptes Länge überragen. Auch die dänischen Frauen und Mädchen mit ihrem rotblonden oder aschblonden Haar, ihren frischen Farben und guten Zähnen sind manchmal von großer Schönheit, fast immer aber anmutig in Haltung und Bewegung, eine Folge der vorzüglichen Ernährung und der überall ins Land hereinwehenden frischen Seeluft. Kopenhagen ist in der Tat eine Glücksprinzessin unter den europäischen Großstädten, daß es in den Meeren und Wäldern Seelands die vorzüglichsten Lungen in unmittelbarer Nähe besitzt. Denn der Strand dieser gesegneten Insel bis hinauf nach Hellebaek am Kattegatt und weiter wird bald von einer ununterbrochenen Reihe lieblicher Landhäuser bedeckt sein, die um so reizvoller erscheinen, weil sie nicht einer kleinen Kaste von Millionären, sondern dem Volke eigen sind: denn sie zeigen mit wenig Ausnahmen die schlichte vaterländische Bauweise, und viele von ihnen sind als „Einzimmerhäuser“ so bescheiden, daß auch der Wenigbemittelte einen solchen beglückenden Besitz erwerben kann. Eigenartig ist auch die künstlerische Kultur des kleinen Inselreichs. Holberg, Thorvaldsen und Andersen sind längst nicht mehr die einzigen dänischen Namen, die für die gesamte europäische Kultur von Wichtigkeit sind. Eine nicht unbedeutende dramatische Dichtung und Romanliteratur bereichert fast alljährlich durch Übersetzungen auch die deutsche Dichtung — ich brauche nur an den das moderne Dänemark am vornehmsten repräsentierenden Sophus Bauditz zu erinnern —, und in der keramischen Kunst ist Kopenhagen noch immer Trumpf.

Die dänische Kultur ist natürlich von der der Nachbarländer stark beeinflusst. Wenn man die sogenannte jungdänische Dichterschule (Georg Brandes, Holger Drachmann, Karl Gjellerup u. a.) und die Bücher als Maßstab des herrschenden Geschmacks betrachtet, die die Kopenhagner Buchhändler in ihren Schaufenstern auslegen, so ist bis vor kurzem der französische Einfluß sehr bedeutend gewesen. Das ist besonders dadurch gekommen, daß sich seit der Zuspitzung der schleswig-holsteinischen Frage und besonders seit dem Dänischen Kriege von 1864, der ja dem von der eiderdänischen Partei geleiteten Volke die schmerzhafteste Wunde schlug, die Kopenhagner Gesellschaft mehr und mehr von Deutschland ab- und zu seinen Gegnern hinwandte. Neuerdings aber treten Symptome einer innerlichen Ausöhnung Deutschlands und Dänemarks hervor, und zwar nicht nur in den guten Beziehungen der Königsfamilie zu der des deutschen Kaisers, und insolgedessen wendet sich der dänische Geschmack auch wieder den Perioden zu, in denen deutsches Geistesleben und die deutsche Kunst in Dänemark maßgebend waren. Die ganze große Bewegung, die man

unter dem Namen Renaissance zusammenfaßt, ist durch das aus Deutschland stammende dänische Königshaus und durch den schleswig-holsteinischen Adel in Dänemark eingebürgert worden. Nicht zufällig läßt Shakespeare den Prinzen Hamlet in Wittenberg studieren, nicht umsonst haben das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch zwischen dem dänischen Königshause und den Wettinern die engsten Bande der Freundschaft und Verwandtschaft bestanden: im Zeitraum eines einzigen Jahrhunderts waren drei sächsische Kurfürstinnen dänische Prinzessinnen: Anna, die Gemahlin des Vaters August (1553 bis 1586), Hedwig, die Gattin Christians des Zweiten (1591 bis 1611), und Anna Sophie, die Johann Georgs des Dritten (1680 bis 1691), die Mutter der beiden Kurfürsten Johann Georg des Vierten und August des Starken. Die augenfällige Verwandtschaft der sächsischen und der dänischen Schloßbauten im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert (vgl. Grenzbote 1902, II, S. 273) ist ein bereicherter Kommentar dazu, und die deutschen Bibelsprüche an den Wänden der Kirche des Schlosses Kronborg sowie die Übereinstimmung vieler Gegenstände des dänischen Nationalmuseums in Frederiksborg mit solchen des Dresdner historischen Museums in Technik und Geschmack überzeugen sogar den Touristen von den engen Beziehungen zwischen der dänischen und der sächsischen Kultur jener Zeiten.

Ganz bedeutend ist auch die Zahl deutscher Adlicher, die in höfischen und staatlichen Stellungen in Dänemark eine Rolle spielten. Keine von diesen Familien ist bekannter als die der Grafen Bernstorff, die nicht nur für Johann Elias Schlegel in Dänemark den Weg ebnete, sondern auch Klopstock (1751 bis 1771 in Kopenhagen) dahin berief und damit die spätere dänische Unterstützung Schillers vorbereitete. Es war deshalb ein richtiger Gedanke des dänischen Gelehrten Lage Friis, den ersten Band seines aus meist ungedrucktem Material, besonders aus den großen Briefsammlungen der Bernstorffschen Familienarchive aufgebauten Werkes *Bernstorfferne og Danmark* in deutscher Bearbeitung auch den deutschen Lesern vorzulegen.\*) Dieses Buch ist hervorgegangen „aus vieljährigen Studien über die kulturelle und politische Wechselwirkung zwischen Dänemark und Deutschland in den Jahren von etwa 1750 bis 1835, d. h. von einer Zeit an, in welcher die beiden Nationen in so mancher Beziehung verständnisvoll zusammenwirkten, bis dahin, wo der neu aufloodernde Streit um Schleswig die durch so viele Bande verknüpften Bevölkerungen wieder auseinanderriß und für lange einander entfremdete. . . Die Geschichte des Bernstorffschen Geschlechts während dieser Periode ist zugleich die Geschichte der wesentlichen Beziehungen Dänemarks und Deutschlands zueinander. Die aus diesem Geschlechte hervorgehenden Staatsmänner be-

\*) Lage Friis, *Die Bernstorffs*. Erster Band: Lehr- und Wanderjahre. Ein Kulturbild aus dem deutsch-dänischen Adels- und Diplomateneben im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905. V und 522 Seiten Oktav.

einflussen die politischen Verhältnisse in ihrem ganzen Umfang; das Leben in den Bernstorffschen Kreisen enthält die Kulturelemente, die für die Wechselwirkung zwischen den beiden Völkern von Bedeutung sind; die männlichen wie die weiblichen Mitglieder der Familie sind sowohl in ihren Vorzügen als in den ihnen anhaftenden Mängeln typische Erscheinungen; in ihrer geistigen Entwicklung und ihrem täglichen Leben spiegelt sich die ganze Periode wider.“

Der erste aus dem alten Geschlecht der Herren von Bernstorff, der sich zu hoher Stellung und großem Besitz emporarbeitete, war Andreas Gottlieb (1649 bis 1726), der seit 1677 als Geheimrat die Politik der braunschweigischen Lande Lüneburg-Gelle bestimmte, dann die Vereinigung dieses Landes mit dem 1692 zum Kurstaat erhobnen Hannover betrieb und endlich dem Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover die Krone von Großbritannien erwerben half. In Anerkennung seiner gegen Ludwig den Vierzehnten, den Protektor der Stuarts, siegreichen Politik erhob ihn Kaiser Karl der Sechste in den Reichsfreiherrnstand. Später schwand sein Einfluß auf seinen königlichen Herrn vor dem mächtigeren Parteitreiben in England, und er starb am 6. Juli 1726 in der Stille des Privatlebens auf seinem Schlosse Gartow (an der Elbe, nahe bei der brandenburgischen Grenze), das er an Stelle der alten, von den Bülow's erkauften Burg Gartow 1705 bis 1710 erbaut hatte. Er hinterließ seinen Nachkommen einen großen, wohlgeordneten Besitz — die drei Fideikomnisse Gartow, Wedendorf (Mecklenburg), Wotterfen —, eine reiche welt- und staatsmännische Erfahrung und in einem ausführlichen, von Klugheit und Sittlichkeit diktierten Familienstatut den Antrieb, ihm nachzustreben. Trotzdem tritt die nächste Generation (Joachim Engelcke 1678 bis 1737 und Charlotte Sophie) eigentlich nur als Fortpflanzer des Geschlechts und Bewahrer der Güter hervor. Um so bedeutender waren die noch unter den Augen des Großvaters aufgewachsenen Enkel, besonders der jüngere, der 1712 geborne Johann Hartwig Ernst von Bernstorff.

Erst durch häuslichen Unterricht, dann durch zweijähriges Studium auf der Universität Tübingen gebildet unternahm er mit seinem ältern Bruder Andreas Gottlieb die übliche „Kavalierstour“ über Straßburg, Genf nach Turin. Hier lernte er unter dem straffen Regiment des Königs Viktor Amadeus des Zweiten zuerst einen streng monarchisch organisierten Einheitsstaat kennen. Dann ging die Reise nach Florenz, Rom, Neapel, Venedig, Wien, Regensburg und über Luneville nach Paris (März 1731). Hier ging es ihm wie später dem jungen Goethe in Leipzig: unter dem überwältigenden Eindrucke neu-modischer Pracht wird die altfränkische Garderobe abgetan, und aus der Häutung steigt der Pariser Elegant hervor, der im tressenbesetzten Rocke aus Drap d'Andylli, in der silbergestickten rosafeidnen Weste, in roten Strümpfen, mit Silberdegen und goldknopfigem, bänderbehangnem Stocke gar zierlich einherstolzirt. Doch den streng protestantischen deutschen Edelmann erschreckt das verführerische, unsittliche Treiben, das sich hinter den feinen Formen

verbirgt, er nippt wohl hie und da einmal an dem Pariser Freudenbecher, aber ehe es zum völligen Rausche kommt, entweicht er nach England und kehrt von da über Holland im Herbst 1731 auf das heimische Gartow zurück. Seine Bildung gilt nun für abgeschlossen, und so rüstet sich der Zwanzigjährige zu selbständiger Tätigkeit. Seine protestantische Empfindung, sein Wunsch, in einem größern Staatswesen emporzukommen, und endlich die schon auf der Reise mit dänischen Staatsmännern angeknüpften Verbindungen führen ihn nach Kopenhagen. Nach einem Probejahr in der „deutschen Kanzley“ wurde er am 4. Mai 1733 von Christian dem Sechsten zum Envoyé extraordinaire am kurfürstlichen Hofe in Dresden ernannt.

Er kam (18. Juni 1733) in einem interessanten Zeitpunkte in Dresden an: August der Starke war tot, und August der Dritte war im Begriff, mit Hilfe Rußlands und Österreichs seine Nachfolge in Polen durchzusetzen. Schnell erkannte er im Grafen Brühl den kommenden Mann und knüpfte mit ihm freundschaftliche Verbindungen an. Die folgenden Abschnitte des Buches führen den Leser in sehr eingehender Weise in die Leiden und Freuden eines Diplomatenlebens des achtzehnten Jahrhunderts ein. Wir begleiten Bernstorff auf seinen Reisen nach Polen, die er im Gefolge des sächsischen Hofes mit vierzehn Dienern und dreißig Pferden unternimmt — kein Wunder, daß ihm bei dieser Lebensführung sein Jahresgehalt von 3000 Talern durchaus ungenügend erschien —, wir sehen ihn 1737 das gefellige, glänzende Dresden mit dem öden Regensburg vertauschen, wo er einen erschreckenden Einblick in die elende Verumpfung des reichsdeutschen politischen Lebens tat; 1741, zur Zeit der Schlacht von Mollwitz, siedelte er nach Frankfurt über. Hatte er früher in Polen den russischen Gesandten den Herrn spielen sehen, so bot sich ihm hier ein ähnliches Schauspiel dar, als Frankreichs Gesandter, der Marschall Belle-Isle, beim Wahlkollegium in Frankfurt auftrat. Bernstorffs Briefe und Berichte entwerfen von diesem französischen Diplomaten und Feldherrn, der noch einmal den Kampf Frankreichs gegen Habsburg organisieren und die österreichische Erbschaft unter die konkurrierenden deutschen Fürsten verteilen sollte, ein überaus glänzendes Bild. „Er vereinigt eine Menge Eigenschaften, von denen jede für sich einen Mann berühmt machen könnte, und damit verbindet er eine gewaltige, unermüdlige Arbeitskraft.“ Andre Geschichtsquellen (vgl. Ziekurich, Sachsen und Preußen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts S. 93 f.) lassen den Marschall, der sich meist fern vom Kriegsschauplatz in Frankfurt oder in Dresden aufhielt, viel unbedeutender erscheinen. Es mag wohl sein, daß der intime Verkehr, zu dem Belle-Isle den dänischen Gesandten in Frankfurt heranzog, ferner die freundschaftliche Neigung, die Bernstorff zu Belle-Isles Gattin faßte, ihm manches in hellerer Beleuchtung zeigte. Die Sehnsucht nach der Eleganz von Paris erwachte unter dem Einflusse der Marschallin Belle-Isle und der prachtvollen Abendgesellschaften, die sie in ihrem Frankfurter Palais gab, von neuem in Bernstorff. Deshalb erfüllte

es ihn mit der größten Freude, als er im April 1744 auf Befehl seines Königs als dänischer Gesandter nach Paris übersiedeln durfte. Hier blieb er bis 1750. Die Darstellung seiner Tätigkeit in Frankreich und der vielen intimen Verbindungen, die er dort anknüpfte, ist wohl der reizvollste Teil des Friis'schen Buches. Wir tun bei der Lektüre dieser Abschnitte einen tiefen Einblick in die damalige französische Kultur, die sich doch nicht so einfach und ausschließlich, wie es früher geschah, unter den Begriff der sittlichen Fäulnis stellen läßt. Den intimen Schilderungen des Zeitalters Ludwigs des Fünfzehnten, die wir neuerdings dem Polen Casimir Stryienski (*La mère des trois derniers Bourbons Marie Joséphe de Saxe*), den Brüdern Goncourt (*La femme au XVIII<sup>e</sup> siècle*) und Pierre de Nolhac verdanken, reihen sich diese Mitteilungen aus Bernstorffs Leben würdig an. Bernstorffs Verhältnis zur Marschallin Belle-Isle war typisch für den Frauenkultus, der dem Leben in der französischen Aristokratie damals das Gepräge gab. Es war frei von aller erotischen Beimischung, denn die Marschallin war eine treffliche Gattin und Mutter, und Bernstorff ein Ehrenmann durch und durch, im übrigen aber voll der zärtlichsten Freundschaft. Solche Verhältnisse waren in der damaligen französischen Gesellschaft mit ihrer lasciven Auffassung der Ehe nicht die Regel, aber sie finden sich auch keineswegs selten. „Eine in ihrer Art einzige Reihe von Frauen, geistreich und lebenslustig, zum Teil jung und schön, zum Teil verblüht, ja blind, und nur durch die Macht ihrer Intelligenz wirkend“ sind sozusagen „die Impressarien für die Talente der Männer, durch ihre Schönheit und ihren Geist erhalten die Werke der Dichter und Denker ihre Bedeutung für die Mitwelt, durch ihre Kreise wird die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller geschaffen und ihr literarischer Ruf begründet. In keiner andern Zeit und in keinem andern Lande hat die Frau es verstanden, ihre natürlichen Machtmittel zu solcher Vollkommenheit zu entwickeln.“ Dieses Urteil des dänischen Anwalts der französischen Frauen ist wohl etwas einzuschränken: denn die Florentinerinnen der Renaissance sind ihnen in dieser Kunst vorgegangen, und der Weimariische Frauenkreis, der Goethes Charakterbildung vollendete, steht ihnen gewiß nicht nach, aber Friis zeigt uns doch mit Recht hier inmitten eines giftigen Sumpfes auch manche reinere und edlere Blume. Bernstorffs Verkehr mit der fast gleichaltrigen Marschallin war sehr frei und doch rein. „Selten war ihm ihre Tür verschlossen; selbst wenn sie ihm ein Billett mit der Nachricht sandte, daß sie wegen Migräne oder Erkältung das Bett hüten müsse, oder wie sie ganz ungeniert schrieb, weil ihre *temps critique* eingetreten sei, fügte sie hinzu, daß *mon cher petit baron* oder *mon cher frère* trotzdem Zutritt habe. Da war Bernstorff der aufwartende Kavalier. In elegantem Visitenanzug, den Degen an der Seite, saß er am Bette der Marschallin oder in Positur zur Seite des mächtigen Toiletentisches mit den kolossalen Spiegeln, die das pikante *Neglige* wiedergaben. Während die Kammerfrauen mit der Toilette beschäftigt waren, erzählte Bernstorff Neuig-

reiten, las vor oder empfing seine Ordres für den Tag. . . . Sie war der Gegenstand seiner ausgesuchtesten Junggesellengalanterie; er besorgte Parfüms, Pomaden und Seife, half ihr beim Arrangement ihrer Feste, war ihr Reismarschall und dann und wann auch ihr Sekretär. . . . Alles, was sich auf ihrer beider Gesundheit bezog, erfüllte sie beide mit Unruhe. Man war damals bis zum Übermaß sensibel in bezug auf die eigne Gesundheit und die anderer; wir erhalten Mitteilung davon, wenn Madame Schmerzen im Kopf, Rücken oder Magen hat; über die Wirkung eines neuen Abführmittels wird eingehend verhandelt. Dann und wann verbot sie ihm, ihr seinen Besuch abzustatten, wenn sie wußte, daß er dann in der Nacht bei Licht arbeiten müsse, um seine Korrespondenz zu erledigen.“

Aber Bernstorff hatte auch Bekanntschaften anderer Art. In Metz war er 1744 Zeuge, wie Ludwig der Fünfte während einer schweren Krankheit aus Angst vor dem Tode und aus Reue über sein bisheriges Leben seine Maitresse, die Herzogin von Chateauroux, nebst ihrem Anhang verstieß, um sich wieder seiner Gemahlin zuzuwenden — aber wenig Monate später war die Chateauroux wieder in ihrer alten Stellung, bis sie im Dezember 1744 starb. Wieder begann ein Wettlauf der hochgeborenen Schönen des Hofes um die Entscheidung der Frage, wer an die Stelle der Verstorbenen treten sollte. Bernstorff war zugegen bei all den Festen und Bällen, wo die Damen ihre Reize vor den Augen des Königs zur Schau trugen, und am Donnerstag, den 25. Februar, war er auch auf dem Maskenball, der zu Ehren der Vermählung des Dauphins mit einer spanischen Infantin im Schlosse abgehalten wurde. Nachher schrieb er in seinen Notizkalender „Anfang der Avanture von Madame d'Etioilles“. Er hatte also gesehen, wie die auch ihm wohlbekannte schöne Frau mit dem „blondgelockten, elegant getragenen Köpfchen“, die der König bald darauf zur Marquise von Pompadour erhob, in verführerischer Verkleidung den König zu einer Annäherung nach der andern reizte, dann ihr Taschentuch fallen ließ, das der König aufhob und ihr mit den Worten zuwarf: *Le mouchoir est jeté*. Bernstorff war auch zugegen, als am 14. September 1745 die feierliche Präsentation der Madame d'Etioilles bei Hofe stattfand; er sah das Erröten des Königs und ihre Verlegenheit, als sie von der Königin Maria Leszczyńska empfangen wurde. Auch Bernstorff hat sich nicht geschämt, der neuen Maitresse zu schmeicheln. Wie Voltaire den Augenblick, wo er sie beim Zeichnen angetroffen hatte, durch den eleganten Vers verherrlichte:

Pompadour, ton crayon divin  
devrait dessiner ton visage:  
Jamais une plus belle main  
n'aurait fait un plus bel ouvrage,

so hat auch Bernstorff der Marquise zum Beispiel eine kostbare Porzellanuhr mit einem „zucker süßen“ Briefchen gesandt. Alle Gesandten fremder Mächte

mußten so handeln, auch der ernsthafte Kaunitz-Nietberg, der spätere Minister der tugendhaften Maria Theresia; denn der Weg zu Einfluß und Macht ging damals in Frankreich durch die Gunst der königlichen Maitresse. Auffallender ist es, daß Bernstorff auch in seinen amtlichen und privaten Korrespondenzen von ihr mit einer gewissen Achtung spricht: eine wirkliche Leidenschaft sei die Quelle ihres Unglücks und ihres Fehltritts, ihr Charakter sei übrigens „gut und sanft“. Auch imponierte sie ihm als Beschützerin der Künstler und Schriftsteller. „Sie interessierte sich für die Erneuerung von Frankreichs Kunstindustrie und schuf in Vincennes eine Porzellanfabrik, die später nach Sevres verlegt Porzellan hervorbrachte, das Meißens und Chinas feinste Ware übertraf. Der Gedanke dieser siegreichen Konkurrenz hatte Madame de Pompadour begeistert; es war ein halb ökonomisch-patriotisches, halb künstlerisches Streben, das Bernstorff später nachahmte.“

Wenn man Bernstorff inmitten dieser Sphäre als den überall wohlgeleitnen, in die intimsten Hofzirkel eingeführten Mann der Gesellschaft sieht, könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß er in Paris bis zu demselben Grade zum Franzosen geworden sei, wie ein Menschenalter später der Prinz Xaver von Sachsen und Prinz Heinrich von Preußen. Aber das ist nicht so. Er gab sich mit ästhetischem Behagen den feinen Genüssen der französischen Gesellschaft hin, aber stand ihr — mit einer einzigen Ausnahme — innerlich kühl gegenüber. Als er später seinen Neffen Andreas Peter Bernstorff an die Herzoginnen Boufflers und La Vallière empfahl, schrieb er ihm insgeheim: „Laß Dich nicht von ihrer Moral verführen; nicht in dieser Beziehung kann ich sie loben und lieben. Beklage ihre Unkenntnis der wahren Güter, aber ziehe Vorteil aus den großen Vorzügen ihres Geistes.“ Bernstorff blieb — und das macht uns seine Gestalt besonders anziehend — auch in Paris unter der Hülle des vollkommenen Galantuomo ein rechtschaffner, frommer Deutscher. Im unberührten Mittelpunkt seines Lebens stehn die Begriffe: Arbeit, Pflichterfüllung und Religion. Er sieht in den literarischen und philosophischen Größen der Aufklärung und des Deismus „strahlende und gefeierte Geister, die verbrecherisch und verderblich ihr Genie dazu gebrauchen, die Autorität des Glaubens zum Wanken zu bringen“. Woher kam ihm solche Festigkeit? Sie kam aus den unverrückbaren Eindrücken seiner Jugend und Erziehung, aus dem ununterbrochnen Strom altlutherischer, deutscher Frömmigkeit, der in dem mit den Geschwistern auf Gartow unterhaltenen Briefwechsel aus der Heimat in sein Leben rauschte, sie kam endlich aus seinem Verhältnis zur Marschallin Belle-Isle, die sich „unauffektiert und douce, stiller und milder“ als die meisten vornehmen Französinen jener Zeit auch in innerlichem Gegensatz zu den Heldinnen der damaligen Salons fühlte. Sie und Bernstorff trafen „als gläubige Katholikin und gläubiger Protestant im Kernpunkte ihrer Lebensanschauungen zusammen“. Sie war ihm die Heimat in der Fremde, und von hier aus versteht man erst völlig das zarte Urteil,

das Bernstorff über sie fällte: sie habe keinen Körper, sondern nur einen Schleier, der ihre Seele verhülle.

Aber nicht nur in religiöser Hinsicht bewahrte Bernstorff das Erbgut der Heimat. Bei aller Hinneigung zum französischen Esprit und zur englischen Philosophie behielt er auch für die deutsche Literatur ein lebhaftes Interesse. Dieser suchte er auch in Dänemark eine Heimstätte zu bereiten. Freilich mußte diese Literatur erst geschaffen werden, wenigstens die dramatische. „Leider, schrieb er dem dänischen Minister Grafen Berckentin, haben wir [in Deutschland] keinen Hof, der daran denkt, diesen Teil der Literatur zu ermutigen und der Nation die Berühmtheit zu verschaffen, die eine Frucht solcher Bestrebungen sein würde. Wir verstehn nur, die Ausländer und ihre Werke zu bewundern und bestreben uns sogar zu glauben, daß wir selbst und unsre Sprache auferstande seien, Gedanken zu bilden und auszudrücken, die den ihrigen gleichkommen. Ich möchte wohl, daß man dies ungerechte und demütigende Vorurteil ausrotten könnte, aber ich wage nicht es zu hoffen.“ Da schickte ihm 1746 Graf Berckentin das Schauspiel „Canut“, ein Werk des nach Dänemark übergesiedelten Sachsen Johann Elias Schlegel, und Bernstorff fand dieses Stück würdig, unter die besten Theaterstücke aller Völker gerechnet zu werden, und hoffte, daß Schlegel den Namen eines deutschen Corneille erwerben könne. Noch in Paris wurde Bernstorff auf Klopstock aufmerksam, indem ihm sein Legationsprediger Schreiber die drei ersten Gesänge des „Messias“ zu lesen gab. Sofort formte sich in Bernstorff der Gedanke, auch diesen vielversprechenden Dichter nach Dänemark zu verpflanzen. Da traf Bernstorff im Anfang des Jahres 1750 die schon längst erwartete bestimmte Nachricht, daß ihn der seit 1746 regierende junge König Friedrich der Fünfte aus Paris abberufe, damit er Minister im Kopenhagener Staatsrat werde. Nur sehr schwer riß sich Bernstorff von Paris los, wo ihn so vieles fesselte, noch schwerer gewöhnte er sich an den Gedanken, künftig als Minister in Kopenhagen seine Wohnung zu nehmen. Aber das lebenswürdige Zureden des Königs bewog ihn schließlich, am 14. Mai 1751 als Minister des Außern und Chef der deutschen Kanzlei in das Conseil einzutreten. Noch in demselben Jahre, am 27. Dezember 1751, verheiratete sich der neununddreißigjährige Mann mit der neunzehnjährigen nicht eben schönen, aber lebenswürdigen und reichen Charitas Emilie von Buchwald. Maßgebend war bei diesem Entschlusse wohl der Wunsch, für die in Paris in befreundeter Familie genossene Häuslichkeit irgendwelchen Ersatz zu finden. „Wehmütig schrieben Madame de Belle-Isle und andre seiner französischen Freunde, sie sähen ein, daß nun von der Rückkehr Bernstorffs zu ihnen nicht mehr die Rede sein könne.“ In der Tat hatte sich Bernstorff nunmehr durch Amt und Familie an Dänemark gebunden. Der zweite größere Zeitraum seines Wirkens begann, doch von ihm berichtet der vorliegende erste Band des Friis'schen Werkes noch nicht. Die letzten Kapitel des Buches behandeln vielmehr das Leben des ältern Bruders Andreas Gottlieb auf Gartow

und die Kindheit, das Universitätsleben und die Reisen seines Sohnes Andreas Peter (geboren 1735) bis zu dem Punkte, wo dieser, nach den Anweisungen des Ministers, seines Onkels, ebenfalls zum Staatsmann und Diplomaten gebildet, in Kopenhagen eintraf (25. April 1758), um dessen Gehilfe und Nachfolger zu werden.

Wir wünschen dem Friis'schen Werke die gute Aufnahme beim deutschen Publikum, die es verdient, damit es nicht ein Torso bleibe, sondern seine Fortsetzung und Vollendung finde. Es bietet einen reichen und interessanten Stoff in gefälliger Form und bester Ausstattung. Hier und da ist die Darstellung etwas breiter als nötig, auch finden sich entbehrliche Wiederholungen. Wenn der verdiente Verfasser den Entschluß finden könnte, diese unbedeutenden Mängel bei den folgenden Bänden zu vermeiden, so würde der Raum gewonnen werden, im Texte noch etwas mehr originelle Äußerungen der Bernstorffs selbst und ihrer Korrespondenten wiederzugeben, die doch schließlich den eigentlichen Wert eines solchen Buches ausmachen.



## Deutsche Volks- und Bauernkunst

Von Joseph August Eyr in Wien-Döbling



Die Bauernkunst, dieses Volkslied der bildenden Künste, dem Schutze des Publikums zu empfehlen, ist heute schon eine dringende Angelegenheit geworden. In den letzten Jahrzehnten ist ein bißchen stark gefündigt worden gegen dieses uralte und kostbare Erbe des Volkes; in vielen Provinzen, namentlich in den Umgebungen der Großstädte ist vielfach schlechtes Neues an Stelle des guten Alten getreten, und die treuherzigen, auf bodenständiger Überlieferung beruhenden Formen im Hausbau und in sonstigen Dingen des Alltags sind verschwunden und mit ihnen ein gut Teil Schönheit des Landes. Einen Protest gegen diese Verheerungen legen neuestens die Bestrebungen zur Pflege künstlerischer Bildung ein, die unter der Anleitung von A. Vichtwark, Schulke-Naumburg, Avenarius u. a. namentlich auf den Heimatschutz gerichtet sind, und die sicherlich auf eine große, täglich wachsende Anzahl von Mitstreitenden und Mitstrebenden rechnen können. Namentlich der Intelligenz des Dorfes, der Lehrerschaft auf dem Lande, die sich über den Mangel an Museen, Ausstellungen, Kunstanstalten zu beklagen pflegt, soll gezeigt werden, daß das Kunstinteresse gerade dort die beste Nahrung empfängt, wo die Kunst so innig mit dem Leben verwachsen ist wie auf dem Lande, obgleich der Bauer seine formalen Leistungen, die er organisch aus dem Bedürfnis ableitet, zu seinem Glücke gar nicht als „Kunst“ anzusprechen geneigt ist. Es ergeht ihm wie Mr. Jourdain, dem

Grenzboten IV 1906

32